

Nr. 54. Bromberg, den 8. März 1934.



Roman von A. Schöneberg.

(2. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Gib dir keine Mühe, Mara! Unsere Mikrophone sind fürs Mithören nicht gebaut. Sie arbeiten zu leise."

Statt einer Antwort brach die Marasczinski in krampfhaftes Schluchzen aus. Isenhardt befand sich im Zweifel. War das nun Komödie oder war es echt?

Als Isenhardt den Hörer abgelegt hatte, fuhr er fort: „Dein Auftraggeber ist die S. D. F., die Sudan-Defence-Force. Du siehst, ich bin im Bilde. Das Eindringen selbst war verhältnismäßig leicht. Deine liebenswürdigen Strohmänner spendierten unseren Torhütern narkotisierte Zigaretten, und unserem Mister Higgins habt ihr die gewohnten Frühstückstrauben derart verdorben, daß er noch eine ganze Weile daran zu verdauen haben wird. Dann wurde noch die Werkwache durch falschen Alarm in den Seitenflügel gelockt . . . das war ja alles schließlich keine Hexerei. Aber trotzdem sind wir — um berlinerisch zu reden — nicht janz doof."

Auch die Fürstin sprach jetzt ruhig und gefaßt. „Du irrst dich! Deine Informationen sind falsch! Ich habe keinen Auftraggeber, keine Mithelfer, keinen Hintermann. Was mich zu meinem Handeln trieb, war einzig und allein meine Liebe zu dir. Ich wollte endlich einmal die Gelegenheit bekommen, mich zu rechtfertigen, dir zu beweisen, daß alles nur ein unglückseliges Zusammentreffen . . ."

„Schluß, wenn ich dich bitten darf."

Die Fürstin erhob sich. „Ich sehe, daß ich vergeblich kam, vergeblich hoffte. Darf ich jetzt gehen?"

„Noch nicht. Du mußt dich wohl oder übel so lange gedulden, bis die Türschlösser erneuert sind. Die S. S. C. liebt es nicht, wenn mehr Personen als unbedingt erforderlich Zutritt zu ihren Räumen besitzen. Beruhige dich, unsere Werkstätten arbeiten schnell. In längstens zwei Stunden ist die Angelegenheit erledigt. Übrigens kannst du dich darauf verlassen, daß die Lieferfirma der Schlösser einen derartigen Anpfiff erhält, daß sie ihre Schlüssel im Leben nicht mehr ausbaldowern läßt. — — — Und dann wünsche ich dir gute Reise und recht, recht viel Erfolg und Glück in Hollywood."

„In Hollywood? — Wie sollte ich?... Ich beabsichtige nicht . . ." Auf dem Gesicht der Fürstin standen Fragezeichen.

„Ich werde mir die Freiheit nehmen, dir einen ausgezeichneten Vertrag zu vermitteln. Du kannst darauf bauen! — Morgen geht die Mauretania, die du zur Überfahrt benutzen wirst, in See. — Und nun muß ich dich leider Mrs. Bligh, dem Chef unserer weiblichen Polizei, anvertrauen. Meine Zeit ist abgelaufen."

Isenhardt ergriff die Hand der Fürstin und führte sie an seine Lippen, während er gleichzeitig den Knopf drückte, der den weiblichen Polizeichef herbeirief.

Wenige Sekunden später trat Bligh mit straffen Schritten ins Zimmer und fragte nach den Befehlen des Chefs. „Die gnädige Frau bleibt einige Stunden in Ihrer persönlichen Obhut. Weitere Anweisungen gehen Ihnen zu. — Ich danke sehr, Mrs. Bligh!"

„Sehr wohl, Sir!" — Die energischen Züge der Polizeidame strafften sich. „Wenn ich bitten dürfte, meine Gnädigste! Gehen wir!"

„Auf Wiedersehen, gnädige Frau! Und noch einmal: Viel Glück in Hollywood!"

Mit einem hoheitvollen Neigen des Kopfes schritt die Fürstin an Isenhardt vorüber. Er erhaschte noch einen einzigen Blick, der ihn unter gesenkten Lidern hervor traf. Er verhieß nicht Freundschaft und nicht Liebe. Nur den Haß einer gedemütigten Frau.

Als sich die Tür hinter den beiden Damen geschlossen hatte, verband sich Isenhardt mit dem Geheimdienst der S. S. C. und gab Befehl, sämtliches Gepäck der Fürstin bis auf die kleinste Einzelheit beschlagnahmen zu lassen. Der Gegenwert sei ihr nach eigenem Ermessen in bar oder Neubeschaffungen zu erstatten. Außerdem sei die Dame auf Kosten der Kompanie nach Hollywood zu befördern. Die Siedlungsgesellschaft war rigoros, aber nobel. Dann stellte er die Fernverbindung mit dem Regisseur der Universal Pictures Corporation of USA. her, den er persönlich kannte, und regelte die Angelegenheit mit diesem.

Wie er eigentlich dazu kam — er wußte es selbst nicht. Wollte er der Gesellschaft und seinem Werk eine gefährliche Spionin vom Halse schaffen? Oder sorgte er sich um ihr Wohlergehen? Glühte noch immer in seinem Herzen ein Funke jenes Gefühls für die schöne Mara, das ihn fast zum Wahnsinn getrieben, das er längst erstorben und überwunden glaubte?!

Jetzt, nachdem Mara gegangen war, kam ihm die ganze grenzenlose Leere und Trostlosigkeit seines Lebens zum Bewußtsein. Da lebte man seit Jahr und Tag in Tetuan, und kaum einige Dutzend Menschen kannten ihn, und unter diesen wenigen war kaum eine Seele, die an ihm hing. Müde und abgespannt saß Isenhardt in seinem Sessel und beschattete die Augen mit der Hand.

Lange Zeit verharrte der Mann in dieser Stellung. Das Telephon riß ihn aus seinem Grübeln. Der Chef des Geheimdienstes befand sich an der Leitung und meldete das Ergebnis der Gepäckuntersuchung. Nichts Verdächtiges war gefunden worden.

*

Um Harald Rauenstein begann es Tag zu werden. Wie in weiter Ferne vernahm er Schritte, hörte Gemurmel in fremden Zungen, erblickte durch mühsam geöffnete

Lider fremde Menschen, deren Anwesenheit in seiner Nähe er sich nicht erklären konnte, und schloß die Augen wieder.

Doch allmählich begannen seine Sinnesorgane wieder, ihren Dienst aufzunehmen. Er fühlte einen dumpfen Schmerz im Hinterkopf, griff hin und faßte einen Verband. Nach und nach erinnerte er sich wieder der Ereignisse vom vergangenen Abend.

„Verdammter Blödsinn!" knurrte er.

„Was befiehlt der Herr?" — Die wohlklingende Stimme eines Arabers drang an sein Ohr. Der Araber hatte sich der englischen Sprache bedient.

Der Journalist öffnete die Augen und fand sich im Halbdunkel eines maurischen Hauses auf einem Ruhebett liegend, vor sich einen vornehmen Araber im Seidenburnus.

„Allah sei gepriesen! Sie leben, Herr! Doch unwillig begrüßen Sie das wiedergeschenkte Licht des Tages. Das ist nicht weise, Herr!"

„Spar deinen Schmutz und erkläre mir, wo ich mich befinde!"

Der Araber verneigte sich würdevoll mit gekreuzten Armen. „Ibn ben Idris werde ich genannt. Wir fanden Sie um Mitternacht des vergangenen Tages ohnmächtig auf der Gasse, die da heißt die „Steigende", unweit des Marktplatzes. Wir trugen Sie in mein bescheidenes Heim und kühlten die Beulen an Ihrem Kopf. Das ist es, Herr!"

„Ah, damned! Ich glaube dir keine Silbe. Du warst es, der mich auf der Gasse niederschlug, du oder dein sauberer Kumpan von einem Franken."

Der Araber schwieg eine Weile, ohne seine Miene oder seine Stellung zu verändern. Dann sprach er milde und nachsichtig: „Du brauchst harte Worte, Fremdling, gegen deinen Gastgeber. Ich will deine Worte nicht wägen, denn ich weiß nicht, ob du deiner Zunge Herr bist. — Allah wird mich verstoßen, wenn ein falsches Wort über meine Lippen kam. Wir fanden dich, mein Bruder und ich, und trugen dich in mein Haus, weil es am nächsten lag. Achtzehnmal rundete seitdem der große Zeiger des Zeitmessers seinen Kreis."

„Und Kalunde? Wo ist das Mädchen?"

„Wir hörten dich oft im Fieber dieses Wort sprechen. Wir verstanden es nicht."

„Du lügst, sie war hier. Ich sah sie um mich! Ich fühlte ihre Nähe!"

„Isla, meine Tochter, die Sonne meines Alters, reichte dir Tee, deinen verwirrten Geist vom Fieber zu reinigen."

Der Scheich schritt zum Tisch, entnahm einer Alabasterschale eine vergoldete Kugel und ließ sie klingend in ein Becken fallen. In dem Spalt der ein wenig zur Seite gehobenen Portiere tauchte ein Diener auf, ohne den Raum ganz zu betreten.

„Isla begrüße den Gast unseres Hauses!" befahl Ibn ben Idris.

Wenige Augenblicke später war das Mädchen zur Stelle. Ein schlankes, gut gewachsenes Kind edelster Rasse, etwa 12 oder 13 Jahre alt. Es reichte Rauenstein, der sich auf seinem Lager aufgerichtet hatte, nach europäischer Sitte die Hand und knixte tief.

„Isla, ich höre deine zarte Hand hat mich gesund gepflegt. Ich danke dir und werde dir von meinen Reisen ein schönes Andenken mitbringen." Das Kindergesicht leuchtete auf, aber sie lehnte bescheiden ab: „Isla begehrt keinen Dank!"

Der Journalist wandte sich mit der Erklärung, daß er sich nun kräftig genug fühle, die gebotene Gastfreundschaft nicht mehr in Anspruch nehmen zu müssen, an Ibn ben Idris. Vater und Tochter ließen ihn sofort allein. Rauenstein fand seine Kleidung wohl geordnet neben seiner Lagerstatt, kleidete sich an, rief durch das Zeichen der klingenden Kugeln den Diener herbei und ließ den Hausherrn nach seiner Schuldigkeit fragen. Nach kurzer Zeit kehrte der Diener zurück und richtete aus: „Ibn ben Idris begehrt keinen Dank. Allah wird seine Taten lohnen. Allah möge deinen Lebenspfad beschirmen und dich zurückführen in das Haus Ibn ben Idris." — — —

Rauenstein gab dem Diener einen reichlichen Bakschisch und trat aufatmend ins Freie. Sein Kopf war entsetzlich wirr.

Die Zeit war inzwischen schon wieder so weit vorgeschritten, daß das abendliche Leben Alttetuans erwachte. Rauenstein begab sich in sein Hotel, badete, ließ sich rasieren und aß sich dann langsam durch ein kräftiges Abendessen hindurch. Dann begab er sich zur Ruhe. Morgen war auch ein Tag. —

Fideler als je spazierte Rauenstein am nächsten Morgen zum Verwaltungsgebäude der S. S. C.. Er hatte seinen Jugendfreund Isenhardt vom Hotel aus angerufen und ihn zu einer Unterredung bereit gefunden. Schon aus der Ferne leuchteten ihm die riesigen Buchstaben der Aufschrift „Sahara-Settlements-Companie" von der Frontseite des Gebäudes entgegen. Darüber prangten auf großem, ovalem Feld die drei goldenen Ähren auf sattgrünem Grunde.

Die Zigarette im Mundwinkel, sein indisches Rohr schwingend, wollte Rauenstein den Eingang passieren. Den Torhüter kannte er gut, er hatte ihn schon wiederholt ausgequetscht. Grüßend hob er im Vorbeischreiten die Hand zur Mütze: „Morning, old fellow! How do you do?"

„Stop, Sir!"

Schwer und massig schob sich ein sechs Fuß hoher Recke in den Weg und der Griff an seinem Arm belehrte Rauenstein, daß der Mann da vor ihm Fäuste besaß. Und hinter dem ersten Riesen tauchte der zweite auf, den Gummiknüppel in der Faust. Der frühere Torhüter war abgelöst.

In Tempo 156 brachte sich der Journalist aus dem Bereich der Pranken und Gummiknüppel, es gelüstete ihn nicht, schon wieder erneute Bekanntschaft mit derartigen Schlaginstrumenten zu machen.

„Hallo! Ihr habt wohl Tinte zum Frühstück getrunken! Meine echte Türkische ist zum Teufel! Gestatten die Herren Bewachungsräte, daß ich mir eine neue anstecke? — — — So, danke für die liebenswürdige Bewachung! Wenn ich den Herren nun auch eine anbieten . . ."

Er kam nicht weiter, denn der erste Riese hatte Rauenstein wie ein Wickelkind in die Arme genommen und draußen auf der Straße abgesetzt. Nun wurde es Rauenstein doch zu bunt. „Herr Chefingenieur Isenhardt erwartet mich. Er wird euch die Hölle heiß machen, wenn ich nicht rechtzeitig eintreffe."

„Ihr Ausweis, bitte!"

Der Journalist zog die Brieftasche und suchte darin, vorwärts, rückwärts — — — der Ausweis war nicht darin, und er erinnerte sich doch genau, ihn in die Brieftasche gelegt zu haben. Er durchsuchte alle Taschen . . . der Ausweis war verschwunden. Rauenstein brachte stehend einige Zeilen zu Papier und schickte sie Isenhardt in das Gebäude. Der Boy brachte sofort den Befehl zurück: Unverzüglich einlassen!

Die Torhüter nahmen straffe Haltung an: „Entschuldigen, Sir! Befehl!"

Der Boy führte Rauenstein zu Isenhardts Bureau, und die Jugendfreunde begrüßten sich herzlich.

„Ich störe doch nicht, Reinhold?"

„Keineswegs! Die Bekannten aus der Heimat sind seltener als ein zuverlässiger Scheich. Und für dich habe ich immer Zeit."

(Fortsetzung folgt.)

Corregios Meisterwerk.

Skizze von **Werner Krueger-Hamburg.**

Hinter der Gartenpforte des Gonzagapalastes führte ein schmaler Steig hinab zum Mincio, an den mannshohen Sträuchern wuchernder Glyzinen, stachlichten Kreuzdorns und heißduftenden Jasmins vorüber.

Antonio Allegri de Correggio hatte die Hand stützend unter den Arm der jungen Markgräfin gelegt und sah beglückt, wie der kleine Fuß im goldgewirkten Schuh fest und sicher auf das hellgefleckte Leopardenfell trat, das die Sonne auf dem weißen Sand hervorzauberte.

Über ihre Hand, die leicht auf seinem Arme lag, über die schmalen Finger, auf deren einem nur ein dunkler Rubin tropfte, rieselten weiße zerflatternde Blüten. Jasmin lag auf ihrem Haar, das, fest im Nacken verknotet, wie dunkelblauer Stahl im Lichte flammte. Sie schritten Stufe um Stufe hinunter, Vanna Gonzaga und der Meister Cor-

reggio, den der Markgraf aus Parma herbeigerufen hatte, weil kein anderer Tuskier die Fresken seines Palastes so zu malen im Stande war wie dieser.

Eine Pforte hinter den beiden öffnete sich leise. Sie wurden dessen nicht gewahr. Hand in Hand standen sie, und der Kopf des Mädchens sank an die Schulter des Mannes. Die Äbtissin hinter ihnen hob mit der Hand das Stirnband über die Augen und blickte forschend auf. Dann wandte sie sich um und schloß die Pforte wieder.

Das Mädchen wandte den Kopf: „Hast du nichts gehört?"

„Es wird der Gärtner gewesen sein", sagte er sorglos. „Ängstigst du dich, Vanna?"

Und er küßte sie...

Markgraf Federigo ließ die kostbaren Steine, die er mit großer Leidenschaft sammelte, nachdenklich durch die Finger rollen. Er lehnte sich in seinem Stuhl zurück und betrachtete bewundernd das Spiel des Lichtes, das, gefangen in den winzigen Grenzen der Kristalle, hundertfach gebrochen und in tausend Farben schillernd aus seinem Gefängnis entfloh.

Dann sah er auf. Sah mit forschendem Blick in das bleiche Nonnengesicht seiner Schwester. Ihre Augen, die einst die Ritter des Hofes von Mantua in Tod und Verderben gesandt, waren die gleichen tiefen, durchdringenden geblieben, aus denen nur dann und wann ein wildes Feuer schoß. Aber ihre Lider hatten den raschen Aufschlag verloren, und der einstmals blühende rote Mund lag böse und fest zusammengekniffen.

„Es dauert mich, das Kind", sagte er langsam, „es ist noch jung! Zu jung vielleicht, als daß man schon heute befürchten könnte . ."

Die Äbtissin stieß ein kurzes Lachen aus: „Weiber sind zur Liebe nie zu jung und nie zu alt. Das Mädchen hat die Kinderschuhe ausgetreten und wird nicht zögern, dir einen Freier ins Haus zu führen. Ob Markgraf, Herzog oder Maler, es bleibt sich gleich. Wir haben keine Kinder, und ihrem Sohn gehört einstmals Mantua, was sage ich, Tuskien, die ganze Lombardei! Dann, Federigo Gonzaga, dann lege dich in die Gruft deiner Ahnen, sei stolz darauf, daß du ein großes Geschlecht verzettelt und verraten hast, weil dein Herz es nicht zuließ, ein Paar rote Lippen stumm zu —"

Jäh sprang der Markgraf auf. Ein Rubin kollerte zu Boden. Rollte die Stufen der Altane hinunter, auf der er saß, der Äbtissin zu Füßen. Die hob ihn auf und drehte ihn spöttisch in der Hand.

„Teufelin!" Gonzaga legte ihr die Hand auf die Schulter, daß sie zusammenzuckte. „Ich sehe ein, daß du im Kloster noch nicht sicher genug, daß die Menschheit noch nicht von dir befreit ist."

Seine Hand sank herab. „Aber —"

Er trat zum Fenster. Sah hinaus auf die Arkaden, die den Hof des Palastes einsäumten. Der Springbrunnen warf seinen silbernen Dolch hoch in die Luft, und von seiner Spitze tanzten tausend farbenfunkelnde Diamanten herab. Im Säulengang, im Schatten, lagerten zwei von der Leibwache. Sie trugen das Wappen seiner Ahnen in Gold und Silber gestickt auf der Brust des Wamses. Drüben, über dem Tor zum großen Festsaal hing das Wappen wieder — Löwe und Bär mit dem silbernen Bastardstreifen...

Er war ein Gonzaga. Langsam drehte er sich um. „Vielleicht hast du recht, Maria! Geh, Teufelin, dein Henkersknecht schärft den Dolch! Das Blut aber, das Blut, Maria —! Ach, geh'! Geh! Ich kann dir nicht die Hand geben — Blut klebt daran."

Da lächelte die Äbtissin höhnisch, neigte den Kopf und ging leise hinaus. —

Der Parmer Maler stand in der Mitte des großen Saales und schaute prüfend nach oben, wo er vor einer kurzen Weile noch im Hängegerüst die letzte Hand an das Deckengemälde angelegt hatte, das in seiner starken Verkürzung aus der Kuppel herauszutreten schien, so, wie es ihm nur einmal gelungen war, im Dom zu Parma, unweit seines Heimatfleckens. Da fühlte er eine Hand auf seiner Schulter.

„Das habt Ihr gut gemacht, Meister. Ich glaube, ich bereue es nicht, Euch von Parma herbefohlen zu haben. In Euch steckt der große Geist des Lionardo!"

Der Parmer neigte den Kopf. „Markgräfliche Gnaden —"

Federigo lächelte. „Aber auch sonst seid Ihr tüchtig, Meisterlein! Habt in so kurzer Zeit hier am Hofe einer gewissen Vanna ganz und gar den jungen Kopf verdreht —"

Allegri wurde rot. Sein Kinn sank auf die Brust.

Da spottete der Markgraf: „Ein schöner Ritter seid Ihr! Jungen Mädchen die Köpfe verdrehen, das steht Euch wohl an, aber für sie kämpfen . . ?"

Allegri heftete die Augen ruhig und fest auf den Fürsten. „Markgräfliche Gnaden, verlanget von mir, was Ihr wollet! Stellet mein Leben auf jede Gefahr, meinen Mut auf jede Probe! Ihr sollet sehen —"

„Nun, nun!" Federigo schwankte einen Augenblick. „Ein Ritter würde im Zweikampf seinen Mut beweisen. Ein Dichter im Gesang seine Kunst. Wie ist es? Zeigt doch, daß Ihr Mut habt! Malt meine Nichte, malt sie in unser aller Beisein und — wenn dies Gemälde das schönste wird von Euren Werken, dann ist meine Nichte Euer Weib!"

Der Maler preßte die Hände gegen sein Herz. „Markgräfliche Gnaden, Ihr verlangt da viel! Aber ich werde es können, ich nehme Eueren Auftrag an und — — es wird das schönste Gemälde werden, das ich je geschaffen!" —

Im Festsaal des Palastes Gonzaga war der Hof von Mantua versammelt. Federigo II. saß auf dem Thronsessel vor dem Fenster, das nun dicht verhängt war. Ihm zur Rechten legte seine Schwester, die Äbtissin, die blasse rechte Hand auf die Armlehne.

Vor ihnen stand die junge Markgräfin Veste-Malerghi. Und über ihrem Scheitel zerfloß das Licht der hundert Kerzen, die in dem Kronleuchter an der hohen Decke leise flammten.

„Giovanna", sagte der Markgraf, und seine Stimme zitterte leicht, „Giovanna! Ich bin dir immer ein guter Onkel gewesen. Als heute nun ein Mann vor mich trat, der um dich freite und mir sagte, daß du ihn liebtest, da habe ich ihm mein Ja gegeben, um dir eine Freude zu bereiten. Jetzt frage ich dich, Giovanna, willst du den Maler Allegri zum Gatten?"

Das Mädchen vor ihm stand schweigend. Ein jähes freudiges Rot war der jungen Markgräfin in die Wangen gestiegen, ihre Hände hatten sich gefaltet und lagen auf ihrer Brust, die unter stoßenden Atemzügen sich hob und senkte. Das Licht schimmerte blau und betörend in ihrem schwarzen Haar. Dann endlich öffnete sie den Mund: „Onkel! Ja! Ich — ich — bin dir so dankbar — mein lieber Onkel —"

Sie kniete vor ihm nieder und küßte seine herabhängende Hand. Der Markgraf zuckte zusammen und zog seine Hand fort. Etwas Gequältes trat in sein Gesicht, seine Augen irrten ratlos im Saal umher und blieben auf dem steinernen Gesicht der Äbtissin hängen. Deren Lider hoben sich jäh, und hervor drang ein schneidender kalter Blick. Da seufzte er unmerklich und ergriff ein Glas Wein, das vor ihm stand. „Zum Abschied, Kind", sagte er und seine Stimme zitterte, „bat ich den Werber, der um deine Hand gebeten, ein Bild von dir zu malen. Er versprach's. So trink dies Glas Wein und setz' dich in jenen Sessel! Der Meister aus Parma zeigt uns seine Kunst."

Vanna Gonzaga nahm das Glas und führte es an ihre Lippen. Der Rubin an ihrem Finger leuchtete wie heißes Blut. Dann schritt sie zu dem Stuhl. Allegri entwarf auf der Leinwand die Umrisse.

Still war es im Saal, nur die Kerzen tropften die rinnende Zeit. Endlich legte Allegri den Pinsel beiseite. „Markgräfliche Gnaden! Das Bild ist fertig."

Der trat hinter ihn und sah lange auf das Bild. Dann wandte er sich um und murmelte zwischen den Zähnen: „Maler aus Parma, es ich dein bestes. Du hast Wort gehalten."

Schnell rollte er die Leinwand von der Staffelei und ging damit hinaus. Es war dem anderen, als schwanke die hohe Gestalt in der Tür. Aber die Kerzen brannten niedriger, und man vermochte nicht mehr so gut zu sehen.

Langsam leerte sich der Saal. Nur Vanna Gonzaga saß aufrecht im Stuhl, so, wie das Bild sie gezeigt hatte. Und hinter ihrem Stuhl stand die Äbtissin mit fahlem Antlitz: „Meister Allegri hier ist Eure Braut!"

Der faßte ihre Hand, die kalt und leblos zurück sank. Ein Schrei gellte durch den Saal. Ein irrer Schrei. Vor der toten Vanna Gonzaga stürzte der Maler zusammen.

Menschen im Wartesaal.

Ein Stundenblatt von W. H. Degener.

Der pneumatische Türschließer am Eingang zum Wartesaal macht den Leuten Schwierigkeiten, wenn sie mit Koffern kommen. Die Tür wirft ihnen das Gepäck gegen die Knie, sie drehen den Rücken gegen die Klinke und schieben sich so in den Saal hinein.

Die Luft im Wartesaal ist verbraucht und schwer. Rußteilchen und Staubpartikel segeln darin herum, der Geruch der Lokomotiven dringt vom Bahnsteig her durch die Fenster und Türen, das Halbdunkel des Gewölbehauses lastet auf dem Bild. Die Menschen tragen tolle Spannungen in den Raum. Es riecht förmlich nach Abschied, zermürbenden Aufenthalten, Zögern vor dem ersten Betreten der fremden Stadt, Warten auf Bekannte, auf die Abholenden, Warten auf den Zug, der einen näher zum Ziele tragen soll, weiter in die Fremde oder näher nach Hause.

Gymnasiasten machen früh morgens an den ungedeckten Tischen ihre schriftlichen Aufgaben, sie erarbeiten sie wirklich, oder sie schreiben sie voneinander ab. Eine Butterhändlerin schläft, in die Bankecke gedrückt, den Korb mit ihrer Ware vorsorglich zwischen den Füßen. Jeden Dienstag und jeden Freitag kann man diese Frau hier in der gleichen Bankecke sitzen und schlafen sehen, denn es ist noch zu früh für sie, die Kunden zu besuchen.

Die Schüler lärmen, sie sind mit ihren Aufgaben fertig und kalbern jetzt herum, die Butterfrau wird wach und schlurft zur Tür hinaus. Zwei Reinmachefrauen kommen mit Eimergerappel und Besengestake und beginnen ein liebloses und im Grunde zweckloses Werk. Papierkörbe ausleeren, Zeitungen, Apfelsinenschalen, vertrocknete Butterbrote. Tischgerücke, Stuhlgerumpel, in einer halben Stunde sind sie fertig.

Der Verkehr setzt jetzt stärker ein. Die beiden Kaffeemaschinen dampfen und zeigen blaue Anlaufstellen an ihren blanken Körpern, eine frischgewaschene, junge Frau erscheint, um sie zu bedienen, und wirft ein paar Scherzworte in die übermüdeten Gesichter der Kellner. Um zehn Uhr werden auch diese beiden abgelöst. Sie haben sich in der letzten halben Stunde schon gar keine Mühe mehr gegeben, gegen das Schmerzen ihrer flachen Füße anzukämpfen.

Gegen Mittag kommen Reisende, die den Morgen über in der Stadt gearbeitet haben und nach Tisch weiterfahren wollen. Sie handeln gewohnheitsmäßig und sachlich. Die Speisekarte langweilt sie, die meisten nehmen zuletzt doch Rühreier und Bratkartoffeln und verlangen einen starken Kaffee. Während sie essen, blättern sie schon wieder in ihrem Auftragsblock und schreiben kleine Zahlenreihen und Anschriften in ihre Notizbücher.

Bis um vier Uhr nachmittags kommen immer noch Menschen, die Mittagbrot verlangen. Irgendwie hat die Reise oder die Stadt sie aus dem Gleise geworfen, und erst im Wartesaal, auf dem neutralen Boden zwischen den Zielen ihres Daseins, finden sie Muße, sich wieder zurechtzurücken. Hier nämlich läßt man die Menschen in Ruhe, wie sonst kaum irgendwo, hier kann man sitzen, ohne etwas zu verzehren, ohne Geld auszugeben. Die Kellner haben Anweisung, nur an einen Tisch zu treten, wenn man sie ruft. Sie entwickeln dafür eine gewisse Unverfänglichkeit, immer in der Nähe jedes Tisches zu sein.

Um sechs Uhr dämmert es schon im Saal. In der Ecke der Bank am Ofen sitzt seit zwei Stunden ein junger Mann, schaut auf die Uhr, wartet wieder. Liest in einer liegengebliebenen Zeitung und wartet. Kurz nach sechs Uhr kommt ein Mädchen, reicht ihm die Hand und sitzt eine Stunde lang neben ihm. Sie unterhalten sich gedämpft, schweigen, blicken sich an. Wenn man das Herz aufbringt, die beiden zu belauschen, so erfährt man den Sinn ihrer Begegnung im Wartesaal. Der junge Mann arbeitet in einer anderen Stadt, an seinem freien Nachmittag kommt er für drei Stunden herüber, aber dem Mädchen erlaubt die Brotherrin nur, um sechs Uhr von der Arbeitsstelle fort zu gehen. So treffen sich die beiden immer nur für eine Stunde. Bei gutem Wetter gehen sie in den Park, bei schlechtem Wetter beherbergt der Wartesaal ihr bißchen Glück. Je näher die Minute heranrückt, an der das Leuchtschild den Abgang des Zuges melden wird, mit dem der junge Mann fahren muß, umso öfter geschieht es, daß sich die beiden für einen Augenblick an den Händen halten.

Mit dem Aufflammen der großen Lampe hoch an der Decke des Saales beginnt der lange Abend des Bahnhofes. Das Licht ist kalkweiß, die Gesichter der Kellner erscheinen jetzt noch blasser als sonst. Die Menschen an den Tischen finden unter diesem Licht keinen Anschein von Häuslichkeit. Man trinkt jetzt Bier.

Schon früh am Abend kommen die Nachtgäste des Wartesaales. Zunächst die Passagiere der Personenzüge, die in der Nacht nicht mehr weiterkommen. Sie erscheinen mit Kartons und Schließkörben, mit Paketen, ihr Proviant ist in Schuhschachteln gepackt. Sie essen erst, sie trinken ein kleines Glas Bier, sie wählen eine dämmerige Ecke und richten sich dort für die Nacht ein. Später liegen sie auf den Bänken, schlafen mit auf den Tisch gestützten Armen, schlafen im Sitzen. Bisweilen schreit ein Kind.

Aus der Stadt kommen die Schlafgänger der zweiten Art, die Sommers auf den Bänken im Park nächtigen, winters im Wartesaal. Sie drücken sich scheu irgendwohin, und die Kellner und Schaffner sind unangenehme Wächter für sie. Ein Polizeibeamter geht langsam durch den Wartesaal und tippt einem dieser Schläfer auf die Schultern, heißt ihn mitgehen. Man kann denken, er werde seit langem einer Straftat wegen gesucht.

Als letzte kommen die Nachtschwärmer, die in keiner anderen Schänke der Stadt so spät noch ein billiges Glas Bier kaufen können. Sie kommen mit bunten Papiermützen und quietschenden Scherzartikeln, wie man sie auf Jahrmärkten kauft.

Um fünf Uhr früh wieder Reinmachefrauen. Unter dem Kehrricht, das sie zusammenfegen, liegt eine dieser Quaken, die ein Nachtschwärmer wegwarf. Die Frau kehrt das Ding vor sich her, ohne es zu beachten, unbeteiligt, gleichmütig. Ein neuer Tag hat begonnen.



Unglaublich.



„Das ist ein Bild meines Großvaters, als er zwölf Jahre alt war."

„Na, das glaubt Ihnen doch kein Mensch: mit zwölf Jahren Großvater!"

Fräulein Rindsleder.

Eine alleinreisende Dame kommt in eine kleine mazedonische Stadt — eine Seltenheit! — und steigt in dem einzigen Hotel ab. Nach fünf Minuten bringt ihr der Portier die Koffer ins Zimmer und fragt dienernd nach den weiteren Wünschen von „gnädiges Fräulein Rindsleder". Als sie ihn verblüfft anschaut, erklärt er strahlend ob seiner Intelligenz: „Hab ich nämlich gesehen Namen von gnädiges Fräulein auf Koffer." Sie schaut nach: auf einem Koffer steht „Prima Rindsleder."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.